

denen sich Künstler\_innen, Architekt\_innen, Sozialarbeiter\_innen und Wissenschaftler\_innen beteiligen, um gemeinsam mit der Stadtbevölkerung Lebenswelten zu erheben, und die Stadt als Lernort zu begreifen.<sup>10</sup> Der Schritt, diese Orte auch zu bespielen und aktiv eine Veränderung von problematischen Situationen erwirken zu können, ergibt sich bisweilen von selbst. Die politische Dimension des Eingreifenden besteht darin, ein stadtpolitisches Bewusstsein zu wecken, eine soziale Sensibilisierung zu erzielen und Emanzipationsprozesse anzustoßen.<sup>11</sup> Diese Aktionen machen interdisziplinäres Stadtwissen als Kondensat bewusster langjähriger Teilnahme und Beobachtung nutzbar.

Die Dynamik städtischer Prozesse weist die klassische teilnehmende Beobachtung in ihre Grenzen. Das, was man sieht, ist nicht schon das Forschungsergebnis, es gibt kein »Es ist so«, weil es vor meinen Augen geschieht und ich es gesehen habe: Das Gesehene wird zu einem Baustein in einer Kette von Gedanken und Ereignissen, die sich nicht systematisch erschließen, sondern schrittweise, bisweilen zufällig entwickeln und aneinander anknüpfen. Im Folgenden möchte ich ein methodisches Beispiel aus meinen Stadtforschungen in Marseille skizzieren: Zunächst an serendipischer Offenheit und schwebender Aufmerksamkeit orientiert, um dann an einer aktuellen stadtsocialräumlichen Problematik anzusetze, die viele europäische, aber auch Städte weltweit aktuell betrifft.

## Eine Spur verfolgen: Marseille-Algier

Ich beginne mit einer scheinbar belanglosen Alltagsbegebenheit, aus der sich in einem speziellen Kontext ein komplexer transnationaler Zusammenhang erschließt. In einem traditionellen Quartier, in dem ich im Mai 2015 in Marseille gewohnt habe, kommt mir in der Gasse eine würdige, alte algerische Berberin entgegen. Sie trägt ein farbiges langes Gewand, das über dem Kopf

10 Vgl. etwa metroZones. Schule für städtisches Handeln: School Book. Hg. Petra Barz, Anne Huffs Schmid, Kathrin Wildner. Hamburg 2017.

11 Die anthropologischen Armutsstudien von Oskar (und Ruth) Lewis, wie u.a.: *Five Families. Mexican Case Studies in the Culture of Poverty*. New York 1959: Basic Books 1959; Gerlinde Malli, Gilles Reckinger, Diana Reiners: *Bürgerschreck Punk. Lebenswelten einer unerwünschten Randgruppe*. Wien 2006; Anna Caroline Cöster: *Frauen in Duisburg-Marxloh. Eine ethnographische Studie über die Bewohnerinnen eines deutschen Problemviertels*. Bielefeld 2016.

mit einem funkelnd bestickten Band besetzt ist. Unwillkürlich bewundere ich ihre Erscheinung und lächle sie an. Sie lächelt zurück und sagt: »Bonjour ma fille!« (»Guten Tag, meine Tochter!«) Die Anrede als »ihre Tochter«, ich bin Ende Fünfzig, berührt mich. Mir erschließt sich zunächst nur der Moment der Berührung zwischen zwei einander Fremden, Frauen in einer Stadt, in der wir beide nicht geboren sind. Colette Pétonnet, Pionierin in solchen Grundfragen der Stadtanthropologie, die in dieser männlich-weiß geprägten Wissenschaft zu Marginalien wurden, schreibt über den »eigentlichen Sinn« der Begegnung in der Stadt: »Es handelt sich weder um die erhoffte Begegnung im Kreis einander Bekannter, noch um die eines ›vom Sehen bekannten‹ Gesichts, die sich bei einem zufälligen Über-den-Weg-laufen ergibt, sondern es ist die bloße Begegnung zwischen Menschen, die über keine andere Gemeinsamkeit verfügen als die, dass sie Kleidung tragen. Sie besteht darin, das Wort an jemanden zu richten, von dem man weder weiß, woher er kommt noch was er tut. Und das heißt, man weiß nichts.«<sup>12</sup>

Dieser Moment der Begegnung ging mir nicht aus dem Sinn, er löste etwas aus und forderte mich auf, seine »Spur« weiter zu verfolgen. Er wurde zu einem serendipischen Moment, der, wie Rolf Lindner in Anlehnung an Robert Merton anmerkt, allein den vorbereiteten Geist trifft<sup>13</sup>. Der Zufallsfund erschließt sich als solcher nur, wenn er auf ›fruchtbaren Boden‹ fällt, das heißt, wenn er sich in einen Denk-, Forschungs- und Interessenszusammenhang fügt.

Meine streunende Forschung auf den Pfaden von Colette Pétonnet's »schwebender Aufmerksamkeit«<sup>14</sup> in Mittelmeerhafenstädten, musste sich

12 Vgl. Colette Pétonnet: Freischwebende Beobachtungen auf einem Pariser Friedhof. In: Johanna Rolshoven (Hg.), »Hexen, Wiedergänger, Sans-Papiers...« Kulturtheoretische Reflexionen zu den Rändern des sozialen Raumes. Marburg 2003, S. 91-103, hier: S. 92.

13 Vgl. Rolf Lindner: Spür-Sinn. Oder: Die Rückgewinnung der »Andacht zum Unbedeutenden«. In: Zeitschrift für Volkskunde 2 (2011), S. 155-169; Ders.: Serendipity und andere Merkwürdigkeiten. In: Vokus 22 (2012), 5-12; Ina-Maria Greverus: Vagabondage und Anthropologisches Reisen. In: Johanna Rolshoven, Maria Maierhofer (Hg.), Das Figurativ der Vagabondage. Kulturalanalysen mobiler Lebensweisen. Bielefeld 2012, S. 215-234.

14 Vgl. C. Pétonnet: Freischwebende Beobachtungen, S. 92: »Die Methode will, dass man unter allen Umständen offen und beweglich bleibt, die Aufmerksamkeit nicht auf einen bestimmten Gegenstand hinbewegt, sondern sie »schweben« lässt, damit die Informationen ohne Filter, ohne a priori hereinkommen, bis Anhaltspunkte und Übereinstimmungen auftauchen und man beginnt, die Regeln zu entdecken.«

aus Zeit- und Ressourcennot auf wiederholte Momentaufnahmen beschränken. 2015 und 2019 konnte ich sie etwas vertiefen. Mein ursprüngliches Interesse für Marseille und den nordafrikanischen Maghreb wurde in den 1980er Jahren während des Ethnologiestudiums in Südfrankreich und dank dem dortigen Einblick in postkoloniale Bewusstwerdungsprozesse geweckt. Ich hatte seither nur Bruchstücke rezipiert: einer klassischen ethnologischen Forschung, feministischer Ansätze aus Nordafrika und zur Situation der Frauen in Mittelmeerländern, aus Geschichte, Literatur und vor allem der politischen Geschichte der französischen Kolonialvergangenheit. Damit hatte ich einen eher lückenhaften Vorstellungshorizont ohne die Möglichkeit der Vertiefung erworben. Keine meiner beruflichen Stationen als Forscherin und Dozentin bot die Gelegenheit dazu, da sich in der Europäischen Ethnologie ein postkolonialer Diskurs und damit ein relationales Verständnis von Europa, seine Provinzialisierung<sup>15</sup>, erst mit großer Verspätung zeigte. Nach 2010 kam es in Frankreich zur teilweisen Öffnung der bis dahin gesperrten Archive für Zeitgeschichte. Dieser Umstand sowie die vor allem nach 2000 wachsende Möglichkeit der Informationsdiversifizierung und -zirkulation im Internet haben dazu geführt, dass bislang beschwiegenes und belastendes Material über die Grausamkeiten der Kolonialherrschaft und der Befreiungskriege öffentlich zugänglich wurde. Die wissenschaftliche, aber auch die filmdokumentarische und literarische Verarbeitung dieses schwierigen Stoffes traf auf die erneuten Emanzipationsbewegungen in den nordafrikanischen Mittelmeer-Anrainerstaaten während des sogenannten Arabischen Frühlings. Dieser hat 1988 und 2018 in Algerien, 2010 in Tunesien, 2011 in Ägypten, Marokko und Libyen eingesetzt. Das heißt, das gesellschaftspolitische Zeitklima hat es ermöglicht, dem ›Stoff‹ auf eine neue Art und Weise zu begegnen. Er ist näher ins Bewusstsein gerückt und wurde auch mir – der weißen, bürgerlichen, mitteleuropäisch sozialisierten Frau – als legitimes Forschungsfeld zugänglich.

Die naheliegende Frage: Was tut die betagte Berberin in Marseille, warum ist es möglich, dass sie mich in Begriffen der Verwandtschaft anspricht und warum berührt mich dieser *touch*, wird für mich zu einem Türöffner in

---

15 Vgl. Dipesh Chakrabarty: Provincialising Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference. Princeton 2000: Princeton University Press; Sebastian Conrad, Regina Römhild, Shalini Randeria (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt/M., New York 2002, 2014.

einem Feld, das mich schon lange, jedoch ohne ›Eintrittserlaubnis‹ beschäftigte. Meine Forschungsreise 2019 von Beirut über Tunis nach Algier, von wo ich zusammen mit meiner wissenschaftlichen Reisebegleiterin Laura Bäumel mit der Fähre nach Marseille übersetzte, lässt mich zu diesen Fragen zurückkehren. Mit eben dieser Fähre über das Mittelmeer – so imaginiere ich – wird die Algerierin in einer der seit den 1960er Jahren stattfindenden postkolonialen Auswanderungswellen nach Marseille gereist sein. Sie hat sich mit ihrer Familie in einem der Ankunftsquartiere niedergelassen, vielleicht aber wurde sie, wie viele, zunächst einem Auffanglager zugewiesen. Ihre Kinder und Kindeskindern wurden in den bildungsorientierten Nachkriegsjahrzehnten in französischen Schulen sozialisiert, während sie den Kontakt zu ihrem Herkunftsland, die Sprache, die Kleidungs- und Essgewohnheiten bewahrt hat.

Die Fähre zwischen Marseille und Algier ermöglichte es vielen Exil-Algerier\_innen, einen kleinen Handel aufzubauen, der französische und afrikanische Produkte über das Mittelmeer brachte und bringt und der von Bedarf und Preisgefälle lebt. Die informelle Ökonomie in Marseille ist die vitale und funktionierende Lebensgrundlage der Stadt – bis heute. Diese Verhältnisse und Entwicklungen sind in vielen lesenswerten Studien beschrieben.<sup>16</sup> Doch welche Bausteine ergeben einen sinnhaften Erklärungszusammenhang, der für die aktuelle Situation Forschungsrelevanz hat?

Erster Baustein: Über das traditionelle Leben der Berberfrauen hat Germaine Tillion (1907-2008) geforscht.<sup>17</sup> Die große französische Ethnologin und Widerstandskämpferin war eine Schülerin von Marcel Mauss<sup>18</sup>, einer brillanten Persönlichkeit der Fachgeschichte, die in meiner Studienzeit und darüber hinaus eine zentrale Rolle spielt. Bei ihm, an der Sorbonne in Paris, studierten und ›hörten‹ in den 1930er und 1940er Jahren besonders viele Frauen Ethnologie<sup>19</sup> und wurden zu einem politisierten Fachverständnis inspiriert. Es

16 Vgl. u.a. Jean-Jacques Jordi, Emile Témime (Hg.): *Marseille et le choc des décolonisations*. Aix-en-Provence 1996: Édisud; Michel Péraldi, Claire Duport, Michel Samson: *Sociologie de Marseille*. Paris 2015: La Découverte.

17 Vgl. Germaine Tillion: *Le Harem et les cousins*. Paris 1966: Seuil.

18 Vgl. J. Rolshoven: *Französische Ethnologinnen*.

19 Vgl. Marie-Élisabeth Handman: *Marcel Mauss et la division par sexes des sociétés. Un programme inaccompli*. In: Danielle Chabaud-Rychter et al. (Hg.), *Sous les sciences sociales, le genre*. Paris 2010: La Découverte, S. 52-63.

war die Zeit der französischen Volksfront (1936-40) und der deutschen Besatzung Frankreichs (1940-44). Germaine Tillion forschte in den 1930er Jahren insgesamt acht Jahre, verteilt auf mehrere Aufenthalte, bei Berberstämmen im algerischen Bergland. Während des Zweiten Weltkriegs war sie in einem Konzentrationslager, zu dem sie als Widerstandskämpferin verurteilt worden war. Sie hat überlebt und das Lagergeschehen in beeindruckender Weise ethnographiert<sup>20</sup>. Danach engagiert sie sich während mehrerer Jahrzehnte für die Dekolonialisierung und Befreiung der Menschen aus Unmündigkeit. Ihr Engagement für die Frauen im Maghreb fasst sie zu einer von ihr so bezeichneten »Sozioanalyse«<sup>21</sup> der Geschlechterverhältnisse im Maghreb zusammen. Als erste feministische Studie gilt ihr Buch »Le harem« als Meilenstein nicht nur der Thematik, sondern auch der Form der ethnologischen Monographie.<sup>22</sup> Tillion fokussiert in diesem Buch die politischen Dimensionen einer Gesellschaft, die sie als Vetternrepublik (»république des cousins«) beschreibt.<sup>23</sup>

Abb. 1 (links): Hafenstadt und Handel: Touba Bazar Marseille;

Abb. 2 (rechts): Straßenszene in Algier: »Die weiße Schwester von Marseille«



Fotos: Johanna Rolshoven 2013 (links) und 2019 (rechts)

Zweiter Baustein: Bei dem jungen Ethnologen Pierre Bourdieu, der mit 26 Jahren seine ersten Schriften aus seinen Feldforschungen in Algerien zu einer »Sociologie de l'Algérie« zusammenfasst und sich ebenfalls und unter

20 Vgl. G. Tillion: Ravensbrück. Paris 1973, 1988 [1946]: Seuil.

21 Vgl. dies.: Le Harem, S. 15.

22 Vgl. ebd.

23 Vgl. ebd., S. 35-66.

anderem auf die Arbeiten von Tillion stützt, lese ich, dass das politische System der Berbergesellschaft, deren Regelung und Handhabung als Praxis der Öffentlichkeit in Begriffen der Verwandtschaft strukturiert ist.<sup>24</sup> Die Prinzipien, Ethiken und Ordnungen, die dem Familialen und Privaten zugrunde liegen, korrespondieren mit der öffentlichen Ordnung, die Gesellschaft und Politik bestimmen. Dieses politische System, das alle zu einem Clan gehörenden Familien umfasst, bezeichnet Bourdieu als *démocratie gentilice*. Sie beruht auf Brüderlichkeit und – wie hinzuzufügen ist – Schwesterlichkeit, Gemeinwohl-orientierung und einer Basisform des Parlamentarismus.

## Verstehen und Verständnis

Der dritte Baustein: Die übergeordnete, ›theoretische‹ Motivation der Forschungsreise war die Suche nach gesellschaftlichen Formen des Zusammenlebens, die einen alternativen Entwicklungspfad zu denen der westlichen Nachkriegsdemokratien gegangen sind, welche aktuell in kritische Sackgassen geraten. Was an der flüchtigen Begegnung mit der Berberin in Marseille ist politisch? Die scheinbar einfache Begegnung wird kompliziert. Welcher Fährte soll ich nachgehen? Wie die nostalgischen Projektionen der guten einfachen Gesellschaft, des Gemeinnsinns, der Begegnung (von Frauen mit Frauen in einer patriarchalischen Gesellschaft), die ethnologischen Erkenntnisse von ländlichen Gesellschaften in der Mitte des 20. Jahrhunderts zusammenbringen mit der Kolonialgeschichte, den europäischen wirtschaftlichen und politischen Herrschaftsinteressen am afrikanischen Kontinent. Wir kommen heute nicht umhin, den Bogen zu schlagen zur islamischen Durchdringung der kolonisierten Räume unserer Weltgesellschaft, zu den Unabhängigkeitskämpfen in Ländern mit gerontokratischen, autoritären, als korrupt und klientelistisch bezeichneten Regierungen in Afrika und dem Mittleren Orient. Worum geht es? Wo und wie kann ich ansetzen?

Mein Fachverständnis ist hier Erkenntnisgrundlage: Zu den vordringlichsten Aufgaben der Anthropologie und ihres humanistischen Anspruchs des Menschenbezugs gehört heute, weltgesellschaftliche Zusammenhänge aufzuzeigen, die die ideologische Trennung und Kartierung der nach Entwicklungsstadien nummerierten Weltordnung überwinden, von der auch diese Disziplinen einst ausgegangen sind. Die einen, europäischen Ethnologen sind aus der Nationalstaatsidee geboren, während die anderen ihren

24 Vgl. Pierre Bourdieu: *Sociologie de l'Algérie*. Alger o.J.: Tafat [Paris 1958], S. 27.

Stoff und ihre Episteme unter dem Überbau der Missions- und Kolonialidee entwickelt haben.

In diesem weiten Feld steht die Stadtforschung als Ankerpunkt. Welche Verbindung besteht also zwischen Marseille und Algier? Welche Geschichten, Ökonomien und Politiken gestalte(te)n die Lebensgeschichte einer etwa 1945 geborenen Algerierin in Marseille? Ein naheliegender und sachdienlicher Forschungszugang wäre, die systematische Befragung von in Marseille lebenden Frauen ihrer Altersgruppe anzugehen. So kurz der Moment der Begegnung und Berührung mit ihr war, so begrenzt waren Forschungszeit und -raum für mich. Weil es dazu bereits Untersuchungen gibt, auf die ich zurückgreifen kann, entscheide ich mich für ein anderes Vorgehen. Ich lasse die Begegnung als Impuls stehen, der Interesse und Neugier weckt. In den darauffolgenden Wochen wird mir klar, dass ich nach Algier reisen muss, ein Vorhaben, das sich erst 2019 realisieren lässt.

Die Verbindung der beiden Städte besteht in einem historischen Kondensat, das von einem Hin und Her an Menschen, Ideen, Waren, Ressourcen, Finanzen, Informationen, Imaginationen von möglichen Lebensweisen und sozialen Ordnungen bestimmt ist. Zwischen den Städten liegt das Meer als ein dritter Raum, der Hoffnungen transportiert und Ressourcen bietet. Als Mittelmeerhafenstädte waren Algier und Marseille stets offene Städte. Meine *observation flottante*<sup>25</sup>, die Wahrnehmungsspaziergänge in Marseille haben zu Begegnungen, Freundschaften und Bekanntschaften geführt. Als ich ihnen, von der Reise nach Algier zurück in Marseille, berichte, stellt sich ein zuvor nie besprochenes Detail heraus: unter den Freundinnen und Freunden in der Stadt, die meinen Jahrgang haben, stammen viele aus Nordafrika. Nie hat dies bisher im Mittelpunkt der Konversation gestanden. Wie ein Geheimnis, fast flüsternd wird mir offenbart: Weißt Du, dass ich in Algier geboren bin? Weißt Du, auch ich komme ursprünglich aus Algerien!

Ein vierter Baustein liegt vor mir, »mein« Thema nimmt Gestalt an. Die nächsten Forschungsschritte klären sich. Ich bin nun in der Lage, ein Forschungskonzept zu skizzieren, dass an den Stadtbewohner\_innen und ihren Horizonten ansetzt, um eine zeitgenössische Rahmenhandlung zu erschließen, der beide Städte in einem gemeinsamen politischen Kontext betrachtet. Da es an dieser Stelle erst um die Skizze eines Forschungsauftraktes geht,

---

25 Vgl. C. Pétonnet: L'Observation flottante. L'exemple d'un cimetière Parisien. In: L'Homme 22, 4 (1982), S. 27-46.

muss ich hier in der Andeutung verbleiben. Da jedoch Thema, Methode, Theorie, Person der Forscherin, des Forschers in ihren reflexiven sozialen Dispositionen und Intentionen, ebenso wie Vorgeschichte, Zeitgenossenschaft und Perspektivierung in der kulturalistischen Forschung miteinander verwoben sind, werden wir an späterer Stelle unweigerlich auf weitere Momente des Vorgehens stoßen.

Um dem an gesellschaftlicher Relevanz orientierten Erkenntnisinteresse gerecht zu werden, hat das auslösende Ereignis einen politischen Charakter: Einmal ist er evident, ein andermal muss er dechiffriert werden. Das Ziel ist es, gleichzeitig zu verstehen, was geschieht und welche Veränderungsprozesse hier zum Ausdruck kommen. Ein weiteres, in meinen Augen unerlässliches Ziel ist es, Kontexte zu erklären. Eric Wolf weist früh darauf hin: Es genügt nicht zu interpretieren, zu deuten, nein, wir müssen auch erklären<sup>26</sup> und zwangsläufig Position beziehen. Als privilegierte gesellschaftliche Akteur\_innen verpflichten wir uns, eine intellektuelle politische Erklärungsarbeit auf uns nehmen.

## Erfahrung und Wissen

Wie weit wir in der Vertiefung einer Forschungsfrage gehen können, hängt von der Dauer unserer Stadtforschungsarbeit ab. Während wir im Rahmen einer Bachelor- oder Masterarbeit nicht mehr als Forschungsminiaturen anfertigen können, erhalten wir man in dem weiter gefassten Zeitrahmen von Doktorats- oder Habilitationsstipendien die oft einzigartige Möglichkeit der substanziellen Vertiefung in eine Thematik.

Colette Pétonnet hat während vieler Jahrzehnte Vorstädte in Frankreich und Marokko erforscht. Zu dem, was ihr Status als Forscherin des CNRS ihr ermöglicht hat, gibt es im deutschsprachigen Raum, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keine Entsprechung. Für die in akademischen Institutionen arbeitenden Kulturwissenschaftlerinnen sind Lehre und Forschung stets verknüpft und eine Forschungsmission an Drittmittelakquisition geknüpft, die in der Regel Nachwuchsstellen und nicht die eigene Forschung finanziert. Intensive eigene Forschungen über Jahre hinweg, wie Pierre Bourdieu, Marc Au-

---

26 Vgl. Eric Wolf: Facing Power – Old insights, New Questions. Distinguished Lecture at the 88th annual meeting of the American Anthropological Association, November 19, 1989, in Washington, D.C. – Ich danke meinem Kollegen Ingo Schneider für den Hinweis auf diesen wichtigen Grundlagentext.



gé, Anne Raulin, Martine Ségalen und viele andere prominente Ethnolog\_innen sie durchführen konnten, sind heute kaum mehr möglich. Dem Credo der klassischen ethnologischen Forschung lag der Charakter eines akademischen Initiationsrituals zugrunde. Die intensive langjährige Auseinandersetzung mit einer anderen Kultur und Gesellschaft oder mit einem Phänomen in der eigenen Gesellschaft führt zu tiefgreifenden Veränderungen des forschenden Selbst. Wie intensiv man sich heute mit einer Thematik befassen kann, hängt von Ressourcen ab; wie jeden kulturellen Akt begrenzen diese die Forschungszeit ökonomisch und messen sie an den beruflichen Zielen.

Dass es lange Zeit keine differenzierten ethnologischen Methodenhandbücher gab, hat damit zu tun, dass sich den Feldforscher\_innen die Forschungskompetenzen eher nicht theoretisch, sondern über die konkrete leibliche Erfahrung des Forschungsprozesses erschließen: sozusagen »in actione«, wie Mathilde Hain, die erste Volkskundeprofessorin im Deutschland der 1950er Jahre schrieb.<sup>27</sup> Das klingt auf den ersten Blick etwas überheblich und exkludierend, von der Art einer Geheimrezeptur, die man sich nur selbst erschließen kann. Wer an seine erste Forschung zurückdenkt, mag eingestehen, dass dieser Satz ein Körnchen Wahrheit enthält. Denn die eigene Erfahrung im Detektieren von Bedeutungen spielt im Forschungsprozess die zentrale Rolle. Mit zunehmendem Alter kommt man in kürzerer Zeit als zu Beginn der Laufbahn zu Erkenntnissen, selbst wenn diese nicht immer erhellender oder qualitativ höherstehender sind. Das Moment der Erfahrung stützt sich gleichwohl auf lernbare wie erlebbare Momente und Prämissen. Man kann Umweltsensibilität und Sehvermögen einüben. Wer in einer ungewohnten Stadt eine Woche lang jeden Tag aufmerksam durch dieselbe Gasse, über denselben Platz geht, bemerkt tagtäglich etwas Neues, zuvor Unbemerktetes.<sup>28</sup> Und wer diese Übung zudem zu verschiedenen Tages-, Nacht- und Jahreszeiten unternimmt, mag jedes Mal erstaunt eine »neue Gasse« wahrnehmen. Dieses scheinbar nebensächliche »Staunen« über ein Graffiti, eine Türklingel, eine Baumscheibe, eine Balkongestaltung, einen Menschen, eine Garteneinsicht, ein Geschäft, ein Schild usw. fügt sich allmählich zu

27 Vgl. Mathilde Hain: Die Volkskunde und ihre Methoden. In: Wolfgang Stämmler (Hg.), Deutsche Philologie im Aufriss. Berlin 1962<sup>3</sup>, S. 2547-2570, hier: S. 2566; Johanna Rols-hoven: Feldforschung als Interaktion. In: Basler Zeitschrift für Geographie. Regio Basi-liensis 1 (1995), S. 5-10.

28 Wie es der Film *Smoke* (1995) von Wayne Wang und Paul Auster veranschaulicht, mit Harvey Keitel in der Hauptrolle. Nach Paul Auster: *Auggie Wren's Christmas story*. Bir-mingham 1992.

einem wichtigen erhellenden Moment und ist ein grundsätzlicher Schritt in die Einübung der Relativierungsleistung. Der französische Literat Georges Perec hat diese Kunst der Beobachtung des Unbedeutenden großartig beherrscht; es lohnt sich, seine Schriften hier als »Lehrbücher« zur Hand zu nehmen.<sup>29</sup>

Das Herausarbeiten von Signifikanz, der Bedeutsamkeit einer Einzelheit in einem größeren Zusammenhang, verdankt sich der strukturalistischen Semiotologie, die, prominent durch den französischen Literaturwissenschaftler Roland Barthes in die Kulturwissenschaften Eingang fand. Barthes zufolge lassen sich die alltäglichen Wahrnehmungsgegenstände in der Stadt als »Einschreibung des Menschen in den Raum« lesen. Das Diskontinuierliche, Bemerkenswerte und in der Wahrnehmung Hervortretende ließen sich, so Barthes und auch der Stadtplaner Kevin Lynch, als »Wege, Zäune, Viertel, Knoten und Bezugspunkte« lesen,<sup>30</sup> das heißt als Pfade, Grenzen und Verdichtungen von Bedeutungskontexten.

Insgesamt acht Jahre forschte die französische Ethnologin Germaine Tillon in den algerischen Berggebieten. Sie erstellte Gesprächsprotokolle, Tonbandaufnahmen, Feldtagebücher und Skizzen, sie fotografierte, schrieb Aufsätze für wissenschaftliche Zeitschriften.<sup>31</sup> Nach ihrer Verhaftung und Verurteilung 1942 als Widerstandskämpferin gegen die faschistische deutsche Besatzung Frankreichs im Zweiten Weltkrieg wurde sie in das Konzentrationslager Ravensbrück deportiert, das sie mit großem Glück überlebt hat; kurz vor Kriegsende wurde sie durch das schwedische Rote Kreuz befreit. Unter den denkbar widrigsten Umständen ethnographierte sie die Lagersituation und schrieb später, dass ihr die vorherige Felderfahrung, die daraus erwachsene Menschenkenntnis, aber auch der politische Wille, die erfahrenen Grauen zu überliefern, geholfen habe zu überleben. Sie verkörpert gewiss ein in seiner Dramatik extremes Beispiel der tätigen Ethnographie – aber ein relevantes. Die Lektüre dieses Werkes, das sie selbst drei Mal in unterschiedlichen Jahrzehntabständen unter Zuhilfenahme neuer Erkenntnisse über die Shoah aktualisiert hat, lohnt das Lesen und ist eine zumutbare Lektüre.<sup>32</sup>

29 Vgl. Zum Beispiel Georges Perec: Versuch, einen Platz in Paris zu erfassen. Regensburg 2010 [Paris 1975].

30 Vgl. Roland Barthes: Semiotologie und Stadtplanung. In: Ders., Das semiotologische Abenteuer. Frankfurt/M. 1988, S. 199–209, hier: S. 200f.; Kevin Lynch: The image of the city. Cambridge Mass. 1960: MIT Press.

31 Vgl. G. Tillon: Il était une fois l'ethnographie. Paris 2000: Seuil.

32 Vgl. dies.: Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Lüneburg 1998.

In den 1970er Jahren verbrachte die amerikanische Kulturanthropologin Harriet G. Rosenberg viele Monate in den südfranzösischen Hochalpen, in den 1980ern die Basler Ethnologin Ingrid Nina Bell zwei Mal ein Jahr auf Trobriand<sup>33</sup> – in der Tradition der langen Aufenthaltszeiten der klassischen außereuropäischen Ethnologie oder der amerikanischen Kulturanthropologie. Die Forschungslänge diente mithin als Nachweis eines Forschungsniveaus, das zu einem akademischen Grad berechtigte. In den abgelegenen ethnologischen Forschungsgebieten bewirkte diese lange Dauer eine große persönliche Entfremdung vom Herkunftskontext und führte zur Adoption neuer Rollen in einer fremden Gruppe. Sie bedeutete, Integration und Exklusion unmittelbar am eigenen Leib zu erfahren, die Anstrengung der Kommunikation in einer fremden Sprache und einem lokalen Dialekt auf sich zu nehmen, dessen Studium sich über mehrere Jahre zieht. Sie bedeutete, langwierige bürokratische Bewilligungsverfahren zu durchlaufen, die völlige Umstellung auf ungewohnte klimatische Verhältnisse, ungewohnte Nahrungs-, Hygiene-, Sexual- und Schlafgewohnheiten, die Auseinandersetzung mit Angst, Abwehr und Ekel, mit Krankheit ohne westlichen Arzt und vieles mehr. Das Maß der Entfremdung veranschaulicht der Umstand, dass Ethnolog\_innen nicht selten im »Feld« blieben und sich für ein Leben fernab der Zivilisation entschieden, oder, wenn sie »wunderlich« wurden, ganz der Fremde »verfielen«, dem Schamanismus, der Ekstase oder der Hexerei... und in den heimischen Kontext nicht mehr so recht hineinpassen wollten. Der oder die Überläufer\_in, die – ob innerlich oder geographisch – ganz im Woanders Gebliebenen, sind Figuren des *going native*, der Überschreitung. Der Ethnologe Karl-Heinz Kohl hat einige von ihnen in seinem wunderbaren Büchlein »Abwehr und Verlangen« beschrieben.<sup>34</sup> Sie sind auch vielfach aus der Geschichte des Reisens und der Reiseberichte bekannt und haben stets Traum und Phantasie beflügelt. Die Literatur macht sie zu Figuren nicht nur der Übertretung, sondern auch der kulturellen Übersetzung, die Imagination, Sehnsucht und Erzählung bevölkern. Viele Frauen befinden sich darunter, nicht selten in der schützenden Verkleidung als Mann.

33 Vgl. Ingrid Bell-Krannhals: Haben um zu geben. Eigentum und Besitz auf den Trobriand-Inseln Papua New Guinea. Basel 1990; Harriet G. Rosenberg: A negotiated world. Three centuries of change in a French Alpine community. Toronto 1988: University of Toronto Press.

34 Vgl. Karl-Heinz Kohl: »Travestie der Lebensformen«. Zur Geschichte des kulturellen Überläufertums. In: Ders.: Abwehr und Verlangen. Frankfurt/M. 1987, S. 7-38.

Unter ihnen ist die »Weltensammlerin« Isabelle Eberhardt. Von deutsch-baltisch-russischen Eltern<sup>35</sup> 1877 in Genf geboren, im Alter von 20 Jahren zum Islam übergetreten, reitet sie als arabischer Mann verkleidet durch die Sahara. 1897 zieht sie nach Algerien und erkundet, wie Hans-Christoph Buch beschreibt, in orientalischer Tracht »die engen Gassen der Altstadt und besucht Märkte und Moscheen, um ihr Arabisch zu vervollkommen und Sitten und Bräuche des Volkes zu studieren«.<sup>36</sup> Sie durchstreift tunesische und algerische Städte und erkundet als »Mahmoud« Bars und Bordelle, Bethäuser und Haschischrauchstuben und verfasst eindruckliche Prosastücke und Tagebücher. Dort können wir nachlesen: »Für das Publikum setze ich die Maske des Zynischen, des Ausschweifenden, des großspurig Unbekümmerten auf«, um eine »feinfühlig und reine Seele« zu schützen.<sup>37</sup> Des Landes verwiesen und der Spionage bezichtigt reist sie 1901 als Matrose verkleidet unter dem Pseudonym »Pierre Mouchet« mit dem Schiff von Algier nach Marseille. Ein Jahr später, zurück in Algier, nimmt sie ihr nomadisches Leben wieder auf und stirbt 1904 bei einem Unwetterunglück.<sup>38</sup>

Die in Paris geborene und in der Provence verstorbene Alexandra David-Néel (1868-1969) war als Anarchistin, Feministin, Orientreisende und Wüstengängerin unterwegs. Ihre zahlreichen Schriften sind noch zu entdecken. Als eine der ersten Frauen ist sie Studentin an der Sorbonne, als Künstlerin, Schriftstellerin, Fußreisende erkundet sie bis ins hohe Alter die Welt und dringt als europäische Frau, gleichfalls in entsprechenden Roben verkleidet, in verbotene Bezirke und für weibliche Reisende noch undenkbbare Regionen des asiatischen Kontinents vor.<sup>39</sup>

Die *Pendants des going native* in der Europäischen Ethnologie harren noch der Aufarbeitung: die Alpwesenforscherin, die schließlich ganz auf der Alp bleibt und sich der Käseerei widmet und biologischen Käse und Fleisch an ihre ehemaligen Institutskolleg\_innen liefert; die Minderheitenforscher\_innen

35 In Anlehnung an den Romantitel »Der Weltensammler« (München 2006), in dem Ilja Trojanow die Travestie-Biographie des britischen Kolonialbeamten Richard Burton (1821-1890) nachzeichnet.

36 Vgl. Hans Christoph Buch: Rimbauds Tochter? Mutmaßungen über Isabelle Eberhardt. In: Isabelle Eberhardt: Tagwerke. Berlin 1981, S. 5-37, hier: S. 16.

37 Vgl. Isabelle Eberhardt: Tagwerke. Berlin 1981, S. 40.

38 Vgl. H. C. Buch: Rimbauds Tochter?, S. 26-30.

39 Vgl. Alexandra David-Néel: Wanderer mit dem Wind. Reisetagebücher in Briefen 1904-1917. Wiesbaden 1979; Jean Chalon: Alexandra David-Néel. Das Wagnis eines ungewöhnlichen Lebens. München 1987.

(Hugenotten, Gottscheer, Roma...), die ihre Informant\_innen heiraten; die Forscher\_innen neuer Spiritualitäten, die Bodhisattvas, Schaman\_innen oder Priester\_innen werden..., während die Akteur\_innen der aktivistischen Anthropologie nie ein Hehl daraus gemacht haben, selbst Anhänger\_innen der sozialen Bewegungen zu sein, die sie erforschen<sup>40</sup>.

Die Art, wie der\_die außereuropäischen Anthropolog\_innen sich ›exotisieren‹, hängt von Nationalgeschichte, Geschlecht und Klasse ab – wir kennen sie fast ausschließlich aus der kolonial imprägnierten Perspektive des Westens. Das hohe Ansehen der Anthropolog\_innen in Frankreich, ihre Medienpräsenz und hochgeschätzte außen- oder kulturpolitische Expertise – dies ganz im Gegensatz zur eher kulturell und politisch unbedeutenden Rolle des Berufsstandes in den deutschsprachigen Ländern – weist auf eine kontextabhängige Repräsentation hin. In Frankreich genossen Anthropolog\_innen lange Zeit ein hohes gesellschaftliches Ansehen als weise Frauen und Männer, vielleicht auch ein bisschen als Geheimnisträger\_innen, deren Fremderfahrung sie tiefer und weitblickender, lebenserfahrener und gelassener gemacht haben wird. Germaine Tillion schildert diese Auratisierung mit einiger Ironie, wenn sie schreibt: »Man trat der Ethnographie bei wie man einer Religion beitrifft«.<sup>41</sup> Die Repräsentation von Charisma und Glaubwürdigkeit eines Michel Leiris, Claude Lévi-Strauss oder auch einer Françoise Zonabend und Françoise Héritier wären im deutschsprachigen Raum so nicht denkbar. Für Deutschland liegt der koloniale Bruch weiter zurück und mit ihm ist die Erinnerung an das Heldentum deutscher Afrikaforscher\_innen wie Leo Frobenius oder Hans Schomburgk verblasst.<sup>42</sup> Gleichwohl drängt sich der Gedanke an einen virulenten Zusammenhang zwischen kolonialen Sehnsuchtsenergien und dem geringen Grad kritischer Aufarbeitung der eigenen Kolonialgeschichte auf. Die Dialektik von Entfremdung und Identifizierung spielt in der Ethnologie eine zentrale Rolle, namentlich in der amerikanischen Kulturanthropologie, die aus einer kolonisierten Nation ohne eigene Geschichte kommend, als Nachfahren von Indigenen, von Sklav\_innen oder von europäischen Emigrant\_innen ihre Wurzeln in anderen Kontinenten aufsuchen.

Die lange Feldaufenthaltsdauer, wenn auch mit weitaus mehr Unterbrechungen, trifft auch auf den\_die traditionelle Europäische Ethnolog\_in zu,

40 Vgl. stellvertretend für sie alle: der große David Graeber (1961–2020).

41 Vgl. »on ›entrait en ethnographie‹ comme on entre en religion«. G. Tillion: Il était une fois l'ethnographie, S. 22.

42 Vgl. Leo Frobenius (1873–1938); Hans Schomburgk (1881–1967).

die zumeist ›ihr‹ Dorf, ›ihre‹ Region oder ›ihren‹ Brauch ausschließlich beanspruchen konnten. Sie mussten sie solange aufsuchen, bis die Sättigung des Materials das Verfassen einer aufschlussreichen Arbeit zuließ. Diese klassische räumlich und/oder situativ statische Forschung lag, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ›daheim‹, dort, wo man lebte und arbeitete oder auch dort, wo man ein Ferienhaus hatte.<sup>43</sup> Daher ist das Gros dieser Disziplin regional und regionalistisch strukturiert. Entsprechend stammen transnationale Theoriebildungen aus der außereuropäischen Ethnologie, während lokalistische Perspektiven eher der Regionalethnologie anhaften, deren theoretisches Instrumentarium allenfalls der Vergleich oder die Kartierung als Situationspraxis war.<sup>44</sup> Die Mobilisierungen der späten Moderne haben in diese Konstellationen grundlegend eingegriffen, Aura oder Stigma der einen oder anderen Disziplin aufgeweicht, während Episteme und theoretische Dispositionen des unpolitischen Regionalismus sich als von hartnäckiger Langlebigkeit erweisen.

Wie ging es den so aufgestellten Wissenschaftler\_innen, wenn sie aus der regionalen oder transnationalen Perspektive heraus in der Stadt zu forschen begannen? Drei Mal zwei Jahre in Berlin Kreuzberg leben und forschen, neun Jahre in Frankfurt am Main, 30 Jahre in Graz? Vielleicht hat die Stadtforscherin auch aus der Not eine Tugend gemacht, indem sie wegen der in der Universität des Bologna-Modells fehlenden Forschungs-Zeit-Mittel ihren Arbeits- und Lebensort kurzerhand zum Forschungsfeld gemacht hat.

Doch mehr als diesen Strukturwandel, der die Feldforschung behindert, interessiert hier das Konkrete: Wie geht die Kulturanalystikerin unter den Bedingungen des ›ländlichen‹ wissenschaftlichen Erbes in der Stadt vor? Welche Schritte, Rezepte, Anleitungen stehen ihr zur Verfügung, welche ›Werkzeugkiste‹ muss oder darf sie von Rahmen ihrer Disziplin erwarten?

Vieles hängt von der jeweiligen Schule und Prägung ab, der sie folgen oder von der sie sich absetzen möchte. Vieles erzwingt die *doxa* des eigenen Faches, die Expertise der Betreuerin oder Forschungsleiterin, und einiges hängt an der persönlichen Disposition der Forschenden: Manche ziehen ein strukturiertes, berechenbares und systematisches Vorgehen vor, so wie die Gen-

43 Vgl. etwa die bemerkenswerte Arbeit von Reinhard Peesch: Die Fischerkommunen auf Rügen und Hiddensee. Berlin 1961.

44 Vgl. Siehe auch Johanna Rolshoven: Europäische Ethnologie – Diagnose oder Prognose der kulturwissenschaftlichen ›Volkskunde‹. In: Reinhard Johler, Bernhard Tschöfen (Hg.), Europäische Ethnologie (=Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 15, 4 (2004)), S. 73–87.

trifizierungsforschung in der Rue de la République in Marseille<sup>45</sup>, mit ihren vielen einschlägigen Handbüchern mit guten Anleitungen.<sup>46</sup> Andere möchten die Möglichkeit zu eigenen kreativen Wegen nutzen, etwas ausprobieren, Neues explorieren und sich an vorgegebenen methodischen Grenzen reiben. Aushalten des Offenen ist oft nicht leicht, die Art der gewonnenen Erkenntnis eine andere als jene, die aus dem systematischen Forschungssetting hervorgeht. Sie ist nicht schlechter oder besser, einfach anders.

Das empirische Methodenrepertoire der qualitativen Kulturforschung, dem ich in der Regel folge, ist gut abgesteckt und nachvollziehbar. Am Anfang steht eine Forschungsfrage, deren Relevanz sich an der Auseinandersetzung mit Kultur- und Gesellschaftsfragen bemisst, deren Beantwortung einen Beitrag zur Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse, zu Aufklärung und Gerechtigkeit leistet.<sup>47</sup> Die Forscher\_innen sind dezidiert selbst Teil dieser Akteurswelten, sie setzen mit ihren Erfahrungen, Dispositionen, Herkunft und Körpern mit selbstbezüglichen Forschungsfragen an. Da sich Männer und Frauen in ihren gesellschaftlichen Situierungen unterscheiden, unterscheiden sich auch Forschungsinteressen und auch die methodischen Affinitäten nach individuellen Genderprägungen – eine Tatsache, der im Methodendiskurs kaum mehr Rechnung getragen wird. Das Involviertsein des Selbst in das Forschungsfeld mit seinen Gefahren der Übertragung lässt sich nicht mit Objektivierungsversuchen behandeln, sondern erfordert ein hohes Maß an Reflexivität für die kritische Erfassung des eigenen Standpunktes. Reflexivität erfordert Sprechen, Auseinandersetzung, den Prozess der Bewusstseinsentwicklung über die eigenen Denkvoraussetzungen und lebensweltlichen Präfigurierungen, über den gesellschaftlichen Ort, von dem aus man spricht. Ein solcher Lernprozess bedarf des Kollektivs, der Auseinandersetzung, der Reibung und Diskussion, um der Gefangenschaft in einer Deutungsblase zu entgehen.

45 Vgl. Philippe Fournier, Silvie Mazella: *Marseille, entre ville et port. Les destins de la rue de la République*. Paris 2004: Découverte; vorbildlich an Klarheit und Anschaulichkeit ist Barbara Lang: *Mythos Kreuzberg. Ethnographie eines Stadtteils (1961-1995)*. Frankfurt/M. 1998.

46 Vgl. Christine Bischoff, Karolin Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Wien u.a. 2014; Ronald Hitzler, Paul Eisewicht: *Lebensweltanalytische Ethnographie im Anschluss an Anne Hohner*. Wiesbaden 2016; Anne Hohner: *Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten*. Wiesbaden 2011.

47 Vgl. nach wie vor aufschlussreich: Dieter Kramer: *Wem nützt Volkskunde?* In: *Zeitschrift für Volkskunde* 1 (1970), S. 1-16.

Die qualitative Forschungsfrage unterscheidet sich von der quantitativen. Sie kann sich auf lebensweltlich konkrete Situationen beziehen, wie zum Beispiel: »Warum erregt das Kopftuchtragen von Frauen in Österreich im Alltag offene oder unterschwellige Aggression im Alltag?«, oder »Warum streben junge Männer weniger als junge Frauen Care-Berufe an?« Zum anderen kann die Forschungsfrage jedoch auch eine offene sein, sie kann eine Vermutung, einen Hinweis, eine Beobachtung zum Anlass nehmen, mit der man sich ins Feld begibt, um dort herauszufinden, worin die konkrete Forschungsfrage bestehen wird. Eine solche offene Frage könnte sein: »Es erstaunt, wie wenig die städtische Verkehrsproblematik in der kulturalistischen Stadtforschung behandelt wird. Woran mag dies liegen?« Oder ein anderes Beispiel, aus einem Grazer Studienprojekt: »Welche Themen liegen ›auf der Straße‹?«, »Welchen Zuschnitt, welche Sujets könnte eine kulturalistische Straßenforschung haben?«<sup>48</sup> Die qualitative Forschungsfrage ist sich ihrer Begrenztheit bewusst und erhebt keinen Anspruch auf Verallgemeinerung. Sie ist aber auch keine »Warum-Darum«-Frage und meist keine konkret »beantwortbare«, wie etwa: »Welcher Prozentsatz an burgenländischen Jugendlichen ist motorisiert?« Ihr Erkenntnisinteresse ist kein praktisches, sondern ein theoretisches. Antworten auf solche Forschungsfragen sollen weder zu direkt – in der knappsten Form Ja/Nein –, noch unscharf und zu verallgemeinernd sein. Die Fragen wollen Antworten generieren, die Kontexte, Bedingungen, Bedeutungen und Zusammenhänge erhellen. Dem direkten Fragen entspricht gewissermaßen ein indirektes Antworten, ein Nachdenken, das sich weder in der Fragenbeantwortung erschöpft noch in Verallgemeinerung ausweicht. Selbstverständlich können Ergebnisse quantitativer Untersuchungen im Rahmen qualitativer Fragestellungen relevant sein, wie umgekehrt quantitative Teiluntersuchungen zur Erhellung bestimmter Zusammenhänge in qualitative Forschungsanlagen miteinbezogen werden können.<sup>49</sup>

Mit seinem/ihrem Erkenntnisinteresse begibt Mann/Frau sich **vor Ort**, zu den thematischen Schauplätzen und Ereignissen, die interessieren. Schauen

48 Vgl. Johanna Rolshoven, Judith Laister (Hg.): Die Straße – Ein Stadtraum in Bewegung. In: Mobile Culture Studies. The Journal (mcsj). Sonderband 1: mcsj\_lab: <https://unipub.uni-graz.at/mcsj/periodical/titleinfo/5351584>.

49 Intensiv mit dem Verhältnis von qualitativer und quantitativer kultur- und Sozialforschung auseinandergesetzt hat sich die Arbeitsgruppe des »Manifest zur Bedeutung, Qualitätsbeurteilung und Lehre der Methoden qualitativer Sozialforschung (dreisprachig). Bern: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften 2009.



und Beobachten, Spüren und Wahrnehmen sind wichtige Einstiegstechnologien, die den ganzen Körper, die Sinne beanspruchen und durch ihre Unwägbarkeiten recht hohe Anforderungen der Rationalisierung stellen. Die Einstimmung auf den Raum in seinen verschiedenen Zeiten und Rhythmen geht mit Kontakten und Kontaktierungen einher. Es ergeben sich immer **Begegnungen**, die man abwägt und gegebenenfalls mutig in Initiative zu einem Gespräch nutzen kann. Das ist der Anfang. Mit zunehmender Raumvertrautheit gelingt es einem, auf andere mit Fragen, die sich aus der Situation herausstellen, zuzugehen. Wir führen **Alltagsgespräche**, das ist eine zentrale, von den Sozialwissenschaften etwas desavouierte Erkenntnismethode, der jedoch mehr Bedeutung zukommt als es auf den ersten Blick erscheinen mag: denn es handelt sich – in dieser Forschungsphase – um eine Erkenntnis auf Augenhöhe. Aus Gesprächen und flüchtigen Kontakten, manchmal Empfehlungen nach dem sog. Schneeballsystem, ergeben sich im Voraus nicht gewußte Aspekte und Verabredungen für narrative **Interviews**, für Experteninterviews, für Leitfadeninterviews u.a.

Gleichzeitig mit dem Feldeintritt wird ein **Grundwissen (Kontextwissen)** über Raum und Situation erworben. Wir konsultieren verfügbare Quellen – ob historisch oder gegenwartsbezogen –, die über den Gegenstand informieren. Nach dieser Arbeit des Zusammentragens von Eindrücken und Informationen und der Erarbeitung von Kontextwissen erfolgt der schwierige Schritt der **Analyse**. In dieser Phase kommt die Spezifik der Kulturanalyse zum Tragen. Es gilt, die Erkenntnisse nach bestimmten Kriterien zu sortieren, bevor sich Interpretationen andeuten. Welches sind diese Kriterien? Zum einen erwachsen sie aus dem Material selbst: Sie sind Teil einer generativen Theoriebildung, bei der sich die Relevanzen eines Forschungsfeldes mit seiner zunehmenden Kenntnis und Vertiefung herauskristallisieren. Wir vertiefen uns so lange in die empirischen Daten, bis wir zu wissen glauben, was wichtig ist. In diesem Fall spricht man von einer »Sättigung« des Materials.<sup>50</sup> Die wichtigsten Anhaltspunkte zur Interpretation werden durch die Empirie gewonnen und über die Erkenntnis der sozialen Position der Akteure im Raum der Gesellschaft und ihren, sich hieraus ergebenden Interessen und Prägnungen.

50 Vgl. Anselm Strauss und Juliet Corbin: Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim 1996.

Hier spielen die **Forschungsnotizen** eine zentrale Rolle, in der traditionellen Ethnologie mit dem Begriff des »Feldtagebuch« bezeichnet<sup>51</sup>. Bezeichnungen der forschungsbegleitenden Aufzeichnungsformate in Alternative zu diesem militärstrategisch oder geologisch konnotierten Feldbegriff, sind mehr als an der Zeit und scheinen in der Stadtforschung auch kaum mehr aktuell. Ebenso steht Kritik am Begriff des »Feld-Tagebuchs« an, dem eine Ego-Zentrierung innewohnt, deren Charakter als Subjektivierungsverdichtung Fährten zum Selbst gegenüber dem selbstreflexiven Weg zum Anderen, dem gesellschaftsrelevanten Thema favorisiert.<sup>52</sup> In solchen Log-Büchern werden mit Forschungsbeginn alle Einzelheiten der Forschungserfahrung, des Erlebens notiert und – zunächst – ebenso gewichtet wie konkrete Wissens Elemente, Einfälle und Ideen, Literaturhinweise oder Namen. Hier finden **Exzerpte** Raum, ausformulierte Absätze, die situativ der Feder erwachsen, Skizzen und Zeichnungen, Zeitungsausschnitte, Geistesblitze, Memos, Emotionen, Träume. Dieses Büchlein hat als Subjektivierungsformat zwar einen poetischen Charakter, sollte jedoch nicht in der eigenen (autopoietischen) Subjektivierungsblase gefangen bleiben. Hier wird all das notiert, von dem man/frau noch nicht weiß, ob es bedeutsam sein könnte. Das Forschungsbuch ermöglicht das stete Zurücklesen der eigenen Gedankengänge auf dem theoretischen Reflexionsweg. Die sich mit fortschreitender Erfahrung, Wissen, Erkenntnis abzeichnenden zentralen Momente bedürfen einer **Kontextualisierung**. Diese situierende Forschungsphase, den die Methodenhandbücher als zweiten Schritt einer Erhebung anberaumen, findet in der Realität gleichzeitig statt: empirische Datengewinnung, Reflexion und Selbstreflexion, thematisches und theoretisches Lektürestudium überschneiden sich in Wahrheit. Was lässt sich im Feld der Stadtforschung unter Kontextualisierung verstehen?

51 Vgl. Katharina Eisch, Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes. Tübingen 2011.

52 Vgl. Katharina Eisch-Angus: Wozu Feldnotizen? Die Forschungsniederschrift im ethnographischen Prozess. In: kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 2 (2017): Forschen, S. 6-10.